

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

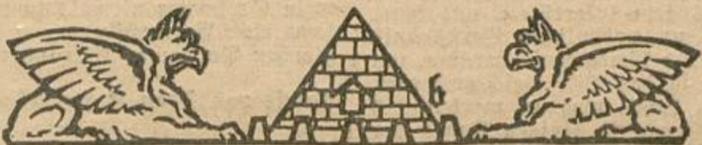
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

16.6.1929 (No. 24)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 24



16. Juni 1929

Wolf v. Harder / Feuerbachbilder und ihre Schicksale

(Mit Benutzung unveröffentlichter Dokumente)

Unter den vielen, die schöne Bilder erwerben, wissen nicht alle mit ihnen zu leben. Innere Verbundenheit mit einem Kunstwert beruht auf so zahlreichen Voraussetzungen, daß diese Tatsache nicht erstaunen kann. Mehr aber als der sinnliche und rein künstlerische Reiz sichert der Gedanke einem Bilde Verständnis und breite Wirkung. Ich glaube darum, daß die Gemälde des deutsch-römischen Gedankenmalers Anselm Feuerbach verhältnismäßig vielen zu innerem Besitz wurden, nicht zuletzt denen, die sie in ihre Wohnräume aufnahmen.

Die Familie von Harder besaß mehr als ein Menschenalter hindurch drei Hauptwerke von Feuerbach, den „Hafis in der Schenke“ (heute in der Kunsthalle zu Mannheim*), das Bild „Am Meer“** (Kunstmuseum Düsseldorf) und das „Kinderständchen“ (Kunstmuseum, Hannover).

Im Jahre 1876 wurden diese Bilder von Alexander von Harder, meinem 1880 verstorbenen Großvater, erworben. Mein Vater, meine Geschwister und ich wuchsen auf in ihrem Anblick. Zum Schmerz von uns Kindern entschlossen sich die Eltern, nicht lange vor dem Krieg, ihre Feuerbachs zu veräußern. Wir Kinder weinten, als man die „Frau am Meer“ von der Wand nahm und sie aus unserem Mannheimer Haus hinausstrug. Sie war uns zu einer Art Hausgöttin geworden, wir fühlten uns verwaist ohne ihre stille und edle Gegenwart. Auch meine Mutter konnte die Tränen nicht zurückhalten, Neulich erging es uns mit dem „Hafis“, der mir persönlich das liebste der drei Bilder war. Das „Kinderständchen“ kannten wir nur in Reproduktion, denn mein Vater hatte es seiner geschiedenen ersten Frau gegeben.

Für mich war es seltsam, in Feuerbachs „Vermächtnis“ zu lesen, wie teuer dem Meister selbst sein „Hafis“ einst gewesen ist. Ich bin gewiß, daß für den Maler, wie für den genießenden Kunstfreund in diesem, wie in beinahe allen Feuerbachbildern die große Menschenhehnsucht, — ein umgewandelter, sublimierter Griechenraum —, dem Gemälde erst seine wahre Bedeutung gibt. Wie uns Kindern die „Frau am Meer“, so war wohl auch der „Hafis“ im Grunde ein wundervoll geheimnisreiches Symbol für trunkenes, von irdischen Fesseln befreites Dichtertum, für ein Menschsein, das sich durch innere Berufung und Entzückung erhebt über die Alltäglichkeit. Daß mein Großvater, der die Feuerbachbilder erwarb, dies so empfunden hat, kann niemand bezweifeln, der ihn selbst gekannt oder seine Tagebücher und Briefe gelesen hat. Unmittelbare Äußerungen sind freilich schwer zu finden, denn er war ein innerlich sehr weicher und darum verletzlicher und schener Charakter.

Hier soll erzählt werden, wie Alexander von Harder seine Feuerbachbilder erwarb. Als humanistisch gebildeter, umfassend interessierter Sammler, war der auf dem Gebiete der Naturwissenschaften arbeitende Privatgelehrte wohl schon lange auf den Maler aufmerksam geworden. Eines Tages erhielt Alexander von Harder ein Schreiben von Baron Rudolph Ungern-Sternberg, seinem Heidelberger Freunde. Harder war Deutsch-Russe, in St. Petersburg geboren, Ungern-Sternberg Balte; beide kannten sich von ihren Dorpater Studienjahren her, wo sie in der Pionia aktiv gewesen waren. Auch Baron Ungern sammelte mit viel Verständnis und Glück. Ein Teil seiner bedeutenden Ge-

mäldeansammlung ist jetzt, nach dem Kriege, in Paris von seinen Söhnen verkauft worden, wobei auch der Louvre eine Erwerbung machte.

Ungern-Sternberg schrieb: „Heidelberg, 8. Mai 1876. Lieber Harder. Auf Ansuchen der Frau Lange und anderer hies. Damen theile ich Dir mit, daß augenblicklich die in ziemlicher Zahl hier bei der Mutter vorhandenen großen und kleinen Bilder Anselm Feuerbachs angeblich weit unter den bisherigen Preisen zu haben sind, da unter uns gesagt etwas Noth im Hause zu sein scheint. Feuerbach selbst ist nämlich schon längere Zeit krank und die Mutter siedelt jetzt ganz nach Nürnberg über, und es soll Geld sehr nöthig sein, und hiesige Freundinnen suchen Käufer. Friedrich (Großherzog Friedrich I. ? d. S.) soll heute schon eines der Bilder gekauft haben. Wie sie auf Dich speciell verfallen sind, weiß ich nicht, wahrscheinlich macht es Dein Renommée von Karlsruhe her. Alex. v. H. hatte ein Stadthaus in Karlsruhe, Akademiestr. 14 d. S.) Ich habe den Damen gesagt, daß Du eben größere Bilder gekauft hast und schwerlich jetzt Lust haben könntest, theile es Dir aber doch auf alle Fälle mit. Es sind Bilder aus seinen früheren Zeiten, von denen, wie ich glaube, namentlich der Hafis am Brunnen (lebensgroße Figuren, sitzend) sehr werthvoll sein muß. Ich selbst habe absolut kein Geld, zu kaufen, sonst hätte mich genanntes Bild tentiert. Dann ist die Medea da, und das Urtheil des Paris und tufft quanti; d. h. trunkene Bajadere u. s. w. Iphigenie — solltest Du, obwohl ich es nicht recht glaube, Dir doch den Feuerbachschen Ruhm ansehen wollen, so bin ich von Freitag früh ab jedenfalls wieder hier Laß doch bald von Dir hören. Immer Dein Rudolph Ungern.“

Alexander von Harder ist der Anregung seines Freundes gefolgt und hat sich die Feuerbach-Bilder angesehen. Am 16. Mai ist er in Heidelberg bei Frau Henriette Feuerbach gewesen, wie sich aus einem Brief von Baron Ungern vom 17. Mai 1876 ergibt. Feuerbach belauschte im Nebenzimmer die Unterhaltung des Fremden Sammlers und freute sich besonders über ein Lob, das dieser dem „Hafis“ zollte. Harder hatte sich eingehend mit den Feuerbachschen Arbeiten beschäftigt. Eine noch vorhandene Rechnung beweist, daß er sich von der Belten'schen Kunsthandlung in Karlsruhe die Allgeyer'schen Photographien von den Bildern des Meisters zuschicken ließ. Infolge seines Besuchs in Heidelberg entschloß sich Harder zunächst das „Kinderständchen“ zu erwerben. Die Vermittlung übernahm Freund Ungern, da Harder offenbar am Abend des 16. Mai wieder nach Karlsruhe zurückfuhr.

Schon am folgenden Tage, dem 17. Mai 1876, verfaßte Baron Ungern handschriftlich nachfolgende Erklärung, die auch von Frau Henriette Feuerbach, der Stiefmutter und Freundin des Meisters unterzeichnet wurde: „Im Auftrage des Herrn von Harder in Karlsruhe und für dessen Rechnung habe ich das Gemälde des Meisters Feuerbach „Kinderständchen“ für die Summe von fünf Tausend Mark (5000) angekauft, welche der Herr von Harder an Frau Feuerbach in Heidelberg auszufolgen hat. R. v. Ungern-Sternberg, Heidelberg, 17. Mai 1876. Henriette Feuerbach geb. Heydenreich.“ Am gleichen Tage, 1 Uhr 40 mittags, telegraphierte Baron Ungern an Alexander von Harder: „Für fünftausend Mark abgeschlossen. Brief nebst Abmachung folgt. Gratuliere zum Besitze des besten Bildes dieses Meisters. Ungern.“ Ebenfalls am 17. Mai, abends 9 Uhr 20 kaudte der Heidelberger

* (Nr. 11 der Ausstellung.) ** (Nr. 69 der Ausstellung.)

Kunstfreund eine weitere Depesche an Harder: „Theile auf alle Fälle und ohne Ueberreden wollen mit, daß wie glaube „Am Strande“ und „Basis“ zusammen für circa sieben tausend Mark bei Discretion über Preise haben könnte. „Am Strande“ allein für etwa vier tausend fünfhundert. Ungern.“

Darauf brachtete Harder: „Nehme Kiste und Basis für zusammen 7000 Mark, falls Zahlungen derart verteilbar: 1. Juli 2000, 15. August 5000, erwarte Antwort morgen, mein Brief abgehend. Harder.“ Außer den Telegrammen sandte Ungern den in der ersten Depesche erwähnten Brief an Harder. Er lautet: „Heidelberg, 17. Mai 1876. Lieber Harder, Ich erspare Dir die Schilderung der bezüglichen Verhandlung mit Feuerbach, die von heute Morgen 9 Uhr bis Mittags dauerte. Aus beiliegendem Schriftstück (gemeint ist die oben erwähnte, von Ungern verfaßte Erklärung, d. S.) ersiehst Du, daß Du Besitzer des Bildes bist, und zwar um 400 Mark weniger, als Du limitiert hattest. Ich glaube sicher sein zu können, daß Du einen guten Kauf gemacht hast und den besten (im Original unterstrichen, d. S.) Feuerbach besitzt, der überhaupt existirt. Das ist auch des Meisters eigene Empfindung und Ueberzeugung. Den Ausschlag gab schließlich bei dem Betreffenden, und ich glaube, daß das nicht geschmeichelt war, der Umstand, daß das Bild in ordentliche Hände kommt. Daß gerade dieses Bild Dir gleich so aufgefallen war, hatte ich schon gestern vom Nebenzimmer aus sehr interessiert, und hatte er das bereits gestern für ein ganz ungewöhnliches Verständnis erklärt. Ich sagte Frau Feuerbach, Du kämest wohl herüber, um die Angelegenheit zu ordnen, und da sie das Bild gleich entfernen und einpacken wollte, so hat ich sie, damit noch zu warten, bis Deine Dispositionen einträfen, was wohl in einigen Tagen der Fall sein mußte, da Du auf dem Lande seiest. Leb wohl, mein Alter, herzlichen Gruß Dein Rud. Ungern.“

Anderntags am 18. Mai, 11 Uhr 10 vormittags depechierte Ungern an Harder: „Beide Bilder für zusammen sieben tausend Mark für Dich gekauft. Brief folgt. Ungern“ Der hier erwähnte Brief hat folgenden Wortlaut: „Heidelberg, Donnerstag. Nachdem ich Deine Depesche über Ankauf der zwei anderen Bilder erhielt, ging ich gleich hinüber, und es gelang, den Basis in der Schenke und die stehende Frauengestalt (Am Meere) für zusammen (im Original unterstrichen, d. S.) Sieben Tausend Mark, zahlbar an den von Dir stipulierten Terminen, für Dich anzukaufen. Die bezügliche schriftliche Abmachung blieb in Händen der Frau Feuerbach, da ich keine Zeit zu zwei Exemplaren hatte. In dieser letzteren Abmachung sind auch die Termine für die Zahlungen der ersten fünf tausend Mark für das Kinderständchen festgesetzt. Dieselben sind etwas kurz, da Madame Feuerbach das Geld vor ihrer Abreise benötigt, 1. Juni die Hälfte, 15. Juni die andere. Kisten sind vorhanden, und besorgt das Frau Feuerbach ohne Unkosten für Dich. Ich soll Dir einen verbindlichen Gruß und Dank des Malers selbst übermitteln. Ich will also heute Mittag fort. Adieu mein Alter. Ich hoffe Du bekommst nie Raben-Jammer über den letzten Ankauf. Ich habe wirklich wie ein Zigeuner geschachert, und Du hast jetzt die Bilder für zusammen 12 000 Mark für die als letzter reduzierten Preis 18 000 verlangt war, und das Beste dabei ist, daß die Verkäufer selbst ganz zufrieden sind, mußten sie sich in die Zeitverhältnisse gefunden haben, um endlich zu Geld zu kommen. Immer Dein Rudolph.“

Nach Empfang dieses Briefes schrieb Alexander von Harder von seinem Gut Lindenhaus bei Achern (Baden) an Frau Henriette Feuerbach (Briefentwurf aus dem Nachlaß, d. S.): „Lindenhaus, 19. 5. 76. Geehrte Frau, ich war bisher durch läudliche Geschäfte hier zurückgehalten, daher nicht im Stande, Ihnen mündlich die Bestätigung der in meinem Namen gemachten geschäftlichen Abmachungen des Herrn Baron Ungern-Sternberg zu erneuern. — Ich wurde jedoch von dem Resultate derselben telegraphisch von meinem Freunde benachrichtigt und bin völlig mit demselben einverstanden. Ich beabsichtige nun morgen Samstag Nachmittag zu genauerer Besprechung mit Ihnen nach Heidelberg zu kommen und zeige das Ihnen vorher an, bloß damit Sie mir an meine Karlsruher Adresse schreiben können, falls Ihnen eine andere Zeit lieber wäre; — ist es mir nicht möglich, morgen zu kommen, oder Ihnen, mich zu erwarten, so käme ich am Montag. — Falls Sie sich des Kinderständchens baldigst entledigen wollten, so bitte ich dasselbe gut verpackt an die unten angegebene Adresse in Karlsruhe als Frachtgut zu expedieren; mit der Expedition der anderen Bilder würde ich Sie jedenfalls meine Ankunft abzuwarten bitten. — Ihren Herrn Sohn bitte ich freundlichst grüßen zu wollen, — obwohl ich die Ehre nicht habe, ihn persönlich zu kennen, erlaube ich mir dieses in aufrichtigster Anerkennung seiner Meisterschaft in der Kunst. Ihr ganz ergebener A. v. Harder. Meine Adresse in Karlsruhe: Akademiestraße 14. Meine hiesige Adresse lege ich bei.“

Ueber Harders zweiten Besuch im Feuerbach'schen Hause wissen wir nichts Näheres! Die Bilder wurden in der Folge verpackt und ihrem neuen Besitzer zugesandt. Der „Basis“ trug auf dem Transport leichte Beschädigungen davon. Alexander von Harder meldete dies nach Heidelberg. Zweifelloß hoffte er, der Meister würde den Schaden selbst ausbessern. Er irrte sich. Anselm Feuerbachs Art war es, sich zurückzuhalten und selbst da abweisend, ja unfreundlich zu sein, wo er eigentlich alle Veranlassung hatte, die entgegengesetzte Haltung einzunehmen. Vergebens lud

ihn Harder, der schöne und begabte Menschen gerne um sich sah, auf sein Gut Lindenhaus und nach Karlsruhe ein. Feuerbach dachte nicht daran, der herzlich ausgesprochenen Einladung Folge zu leisten. In Alexander von Harders Abwesenheit wurde gelegentlich, offenbar in seinem Karlsruher Hause, eine Bistitenkarte abgegeben, die sich noch bei den Papieren der Familie befindet. Man liest in zierlich gestochenen, deutschen Druckbuchstaben den Namen von Frau Henriette Feuerbach, die mit ihrer eiligen Frauenhand und mit Tinte zwei Zeilen darüber schrieb: „Mit den besten Empfehlungen von meinem Sohne und mir.“ Das hübsche, altmodische Glanzpapier ist ringsum am Rande ein wenig vergilbt. Neben dieser kleinen, zarten Karte sind uns noch drei eigenhändige Briefe von Frau Feuerbach überkommen, die sie an Alexander von Harder gerichtet hat, und eine schriftliche Aeußerung des Meisters selbst, welche für den Karlsruher Sammler bestimmt war. Die Aufzeichnung von Anselm Feuerbach samt dem Begleitbrief von Frau Henriette ist schon einmal, nämlich im Jahre 1910, im Januarheft von „Kunst und Künstler“, durch Professor S. Uhlke-Bernays veröffentlicht worden. Die Familie von Harder hatte die beiden Schriftstücke zum 30. Todestag des Künstlers zur Verfügung gestellt. Irrtümlicherweise spricht Uhlke-Bernays in seiner Begleitnotiz von dem „Mannheimer Kunstfreund“ als von dem Käufer der Feuerbachbilder, während doch mein Großvater niemals in Mannheim seinen Wohnsitz hatte. Es liegt eine Verwechslung von Vater und Sohn vor, die beide den gleichen Vornamen Alexander führten.

Briefe von Frau S. Feuerbach an Herrn Alexander von Harder.
I.

Sehr geehrter Herr Baron!

Entschuldigen Sie gütigst meine Versäumnis. Ein Krankheitsrückfall, welcher meinen Sohn betroffen, mein Umzug, endlich eigenes Unwohlsein hat mich so sehr aus dem gewohnten Gleichgewicht gebracht, daß ich meine Pflicht gröblich vernachlässigt habe.

Anliegend erlaube ich mir, Ihnen die Quittungen für Ihre gütige Zahlung zu übersenden und melde Ihnen zugleich im Auftrag meines Sohnes, daß jeder Maler Ihrer Bekanntheit mit einigen kleinen Pinseltupfen den Schaden am Basis zu reparieren vermöge. Es wird wohl durch die Erschütterung des Transportes ein Körnchen Farbe abgesprungen sein, was, wie er sagt, gar häufig vorkommt.

Das versprochene Facsimile ist nicht vergessen; es kommt gewiß, aber ich bitte um Nachsicht, so lange mein Sohn noch nicht ganz auf dem Wege der Besserung ist, wozu doch jetzt Hoffnungen vorhanden ist. Ich hoffe, daß Italien ihn in diesem Winter wieder herstellen wird. In vollkommener Hochachtung

Nürnberg, Rosenau 17, 10. Juli 1876.

Ihre ergebene Henriette Feuerbach.

II.

Hochgeehrter Herr Baron!

Mein Sohn sollte in der fränkischen Schweiz noch eine Gegend gebrauchen und da ich ihn begleiten werde, so möchte ich Sie geehrter Herr Baron, freundlichst ersuchen, die für diesen Monat bestimmte Zahlung entweder bis zu unserer Rückkehr im September zurückzuhalten, oder aber, wenn Ihnen dies nicht genehm sein sollte, an den Nürnberger Banquier Herrn Mayer-Gohr (nächst der Lorenzkerche) gefälligst auf meine Rechnung anzuweisen zu wollen. Meine Adresse ist für die nächsten Wochen „Streitberg, Fränkische Schweiz, Kurhaus“, oder, wie immer, Rosenau Nürnberg, da mir alle Briefe nachgeschickt werden.

Mein Sohn ist hier und läßt sich Ihnen vielmal empfohlen. Er ist viel besser und ich hoffe zuversichtlich seine völlige Genesung, da er bis Ostern 1877 unerbeten Urlaub erhalten hat. (Er holungsurlaub von der Wiener Kunstakademie, an der er eine Professur als Historienmaler innehatte, d. S.)

Nürnberg, 10. Aug. 76.

Mit vollkommener Hochachtung Ihre ergebene
Henriette Feuerbach, geb. Heydenreich.

III.

Hochgeehrter Herr Baron!

Bei dieser plötzlichen Abkühlung will mein Sohn nicht mehr auf das Land gehen, sondern sich zur Abreise nach Rom rüsten. Wir bleiben also vor der Hand hier und die Sendung steht in Ihrem Belieben.

Anselms Autograph lege ich bei. Verzeihen Sie die Mühe. Er drückt sich immer lakonisch, aber doch sehr präzis aus.

Noch wollte ich Ihnen sagen, daß die große Medea im Heidelberger Kunstvereinslokal zur Aufbewahrung recht gut aufgehoben sein soll. Vielleicht macht es Ihnen Freude, Ihre Kenntnis des Künstlers durch Beschaung des Bildes zu vervollständigen. Ich besuche mein Sohn besonders lieb hat.

Nürnberg, 28. Aug. 76.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihre ergebene
S. Feuerbach.

Notiz von Anselm Feuerbach zu den von Alexander von Harder erworbenen Bildern.

Die von Herrn Baron von Harder für seinen Privatbesitz ausgewählten drei Bilder sind als Hauptwendepunkt meiner künstlerischen Bildung zu bezeichnen.

Hafis in der Schenke, in Paris 1852 gemalt, ist mein erstes, größeres Bild. Es entstand unter dem Einfluß der Coutürischen Schule und bezeichnet die Lösung von der Düsseldorfer conventiellen Kleinmalerei.

Das Kinderständchen, eine der ersten römischen Arbeiten (1860), ist das Ergebnis des Studiums der alten Meister in strenger Eingabe an die Natur und innerlicher Vertiefung der Empfindung.

Ueber das Bild „Am Meer“ (Rom 1875) ist nicht viel zu sagen, es bedeutet in engem Rahmen die selbständige künstlerische Individualität.

Der vielen Zwischenstationen, welche innerhalb dieser Hauptmomente liegen, ist hier nicht zu gedenken.

Die Bilder fassen in der Darstellung geschichtlich zusammen, was im Leben Schritt für Schritt auf Umwegen sich entwickelte.

Nürnberg, 28. 8. 1876.

Anselm Feuerbach.

Ein alter Diener meines Großvaters erzählte mir, daß Alexander von Harder, der Sammler, manchmal lange Stunden vor seinen Bildern zubrachte. Er hatte die Gewohnheit, sie alle paar Monate umzuhängen. Die edle Lässigkeit der Feuerbach'schen Gestalten, ihre große und weite Gebärde, muß ihn besonders angesprochen haben. Er suchte dem Meister neue Freunde zu gewinnen und veranlaßte, daß sein Onkel, der russische Bankier Baron Alexander Stieglitz, das Bild „Laura im Park“ für sein Stadtpalais in St. Petersburg erwarb. Dieses Gemälde befindet sich heute in russischem Staatsbesitz. So trug der Karlsruher Kunstfreund dazu bei, daß Anselm Feuerbachs Name weit über Deutschlands Grenzen hinaus Anerkennung und Bewunderung fand.

Adolf v. Grolman / Die „Prager“ Stifter-Gesamtausgabe

„Nicht die Dichter selbst, sondern die später kamen, haben die Frucht gepflückt.“

Stifter an Heckenast am 29. Juli 1865.

Zwei große Gesamtausgaben hat August Sauer im wahrsten Sinne des Wortes unternommen und bis zu seinem Tode betreut: die Grillparzer-Ausgabe der Stadt Wien und die sog. Prager Stifter-Gesamtausgabe; so hoffnungsfroh und unternehmungslustig begonnen, lagerte doch bald auf beiden Dingen etwas unsäglich Melancholisches, etwas, vielleicht im Tiefsten Oesterreichisches, nämlich, daß Hindernisse aller Art kamen, Hemmungen, nicht aus der Sache heraus, sondern aus den Umständen, Unterbrechungen und dann Krieg, Tod, Umwälzung und lange Pausen. Da man sich aber bald darüber völlig klar war, daß die beiden Ausgaben, die Wichtigsten aus dem deutschen Dichtersinn des 19. Jahrhunderts enthalten, vollständig erscheinen mußten, und daß weder bei Grillparzer noch gar bei Stifter ein Torso zu ertragen wäre, so wurden allerlei Versuche unternommen. Die Prager Stifter-Ausgabe anlangend, haben diese Versuche nun in letzter Zeit zu dem Stadium des entschlossenen Wiederaufbaues hinübergeführt: von der Ausgabe war ein beträchtlicher Teil der erschienenen Bände längst vergriffen; es ist nun Vorsorge getroffen worden, daß jährlich an neuen Bänden zwei, an vergriffenen ein Band erscheint, so daß in Kürze die ganze Ausgabe in ihren 24 Bänden vollständig sein wird, vielleicht auf 1932, wo durch das Goethe-Jubiläum ein stärkeres Anwachsen für literarische und künstlerische Dinge zu erhoffen steht.

Die Ausgabe bringt in den ersten vier Bänden die „Studien“ mit den Lesarten (davon Band 1 in Neudruck), die Bunten Steine (im Neudruck), Band 6-8 enthalten den „Nachsommer“, als Band 9-11 wird noch 1929 der „Wittko“ erscheinen, Band 12-24 enthalten die „vermischten Schriften“ und in sieben Teilen den „Briefwechsel Stifters“; daß dies alles möglich wurde, ist der deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die tschechoslowakische Republik zu verdanken, und der hingebenden Arbeit der Herausgeber und Mitarbeiter, wobei die Herrn Wilhelm, Müller, Hauffen namentlich genannt seien. Der „sudetendeutsche Verlag Franz Kraus“ in Reichenberg i. B. wendet sein Bemühen an die Ausgabe und versendet auch sehr übersichtliche Prospekte und Ankündigung.

Kürzlich ist als neuester Band der 21. erschienen, welcher den fünften Teil des Stifterischen Briefwechsels in der Zeit von Sommer 1865 bis Herbst 1866 enthält, samt Kommentar und allen Beigaben (unter Benutzung der Vorarbeiten von Horcica herausgegeben von G. Wilhelm); es verlohnt sich, bei diesem Band ein wenig zu verweilen, und sich nicht mit den obigen Angaben zu begnügen. — Warum? — Anders, als noch vor wenigen Jahrzehnten, ist jetzt Adalbert Stifter und sein Werk Gegenstand eifrigen Interesses; man hat ihn nicht nur „entbedt“, sondern es geschah auch das Unerwartete, daß man ihn versteht, und lieben lernte; Stifters Stimme und Weltanschauung erscheint keineswegs mehr altmodisch, sein langsames, aber sicheres Tempo ermüdet nicht, sondern man verweilt mit ihm, und was die innere Schönheit des Stifterischen Weltbildes anlangt, so sind neben sich mehrenden Lesern Essaiisten und Gelehrte bemüht, Klarheit in die Meinungen über Stifter zu bringen, man begnügt sich auch hier nicht mehr mit einigen Bemerkungen, sondern man geht in die Tiefe, und dies mit großem Glück.

Wenn einer, fast stärker noch als Gottfried Keller, zu weiten Kreisen unserer ernüchterten und nicht ohne Grund enttäuschten Gegenwart spricht und sprechen kann, dann ist es Stifter und seine Ruhe, seine weltanschauliche Sicherheit und seine Güte: in den umfangreichen und zahlreichen Briefen nun, die er — unermüdet auch hier — an seine Umgebung richtete, sieht Stifter aus seinem Privatleben heraus; hier lernt man ihn kennen mit seinen Eigentümlichkeiten, seiner absonderlichen Strenge und Pedanterie, seinem — meist verschwiegenen Herzeleid. Gerade der vor-

liegende Band befaßt sich mit einer Epoche, die für Stifter ganz besonders schwer war: denn es galt, die schwindende Gesundheit noch einmal notdürftig zu festigen, um „das Werk“ einigermaßen zu fördern, und es galt, die materielle Grundlage dazu zu schaffen und aus dem Staatsdienst in ein Pensionsverhältnis zu kommen, das ein Weiterarbeiten am „Werk“ ermöglichte. Dies wurde beides erreicht, und aus den Briefen dieses Bandes spricht allerlei Not, Hoffen, Bangen und Warten, bis schließlich durch einen außerordentlichen Akt der Regierung Stifter mit vollem Gehalt und nach verhältnismäßig kurzer Dienstzeit pensioniert wurde. Schier möchte der zu seinem Werk Befreite aufjubeln. Er tut es auch im Brief an Heckenast vom 22. Januar 1866, wo es unterstrichen heißt: „Mein Nachsommer hat begonnen“. Der Stifter „Der Nachsommer“ auch nur einigermaßen kennt, kann ermessen, was dies Wort umschloß, welche Summe von Hoffnungen, Absichten, Entlastungen, Arbeit. Aber Stifters Nachsommer wurde nicht so, wie der seines Romanes; „kaum gedacht, kaum gedacht, ward der Lust ein End gemacht“, könnte er mit Hauffs schönem Lied davon sagen, denn es kam 1866 und mit ihm der tiefste seelische Sturz, den das geistige Oesterreich, Grillparzer voran, erleben konnte; von diesem Schlag ins Innerste hat sich auch Stifter nie mehr erholt, denn es gibt eine Trauer, die wortlos ist, die aber nach innen wütet, und die nur ein Ende hat: den Tod.

Nicht genug. War auch die Gesundheit wankend, war auch der Staat im Entgleisen, Stifter ringt um seine Ehe; ganz klar sind diese Dinge nicht, und unentschieden bleibt auch in den Briefen an die Gattin, wo bei Stifter die Hoffnungen, der Wunsch, die gute Ehepaar, in größter Ehrerbietung einander verbunden, das hatte, was man „Glück“ zu nennen pflegt. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß Stifters Ehe das Schwierigste war, das ihm das Schicksal zumak. Die Briefe um die Jahreswende 1865/66 gehören auch in den Nachsommer; es liegt viel Resignation in ihnen, es sieht so aus, als hätte es einen Sommer in Stifters Eheleben nicht oder doch nur bedingt gegeben, und immer wieder tönt dem Kenner dabei das unsäglich weltweise Wort aus dem „Nachsommer“ in den Ohren: „unser Glück ist nicht abgeblüht, es hat nur eine andere Gestalt“. Eine andere Gestalt? . . . allerdings sah Stifter in seinen Briefen, die hier in diesem Band so reinlich einander folgen, einen Gestaltwandel schwerster Art, und er konnte auch von sich der österröschlichsten Worte Persönlichstes sagen: „und man ist dazu da, daß man's erträgt“, so wie es auch die Marischallin im Rosenkavalier sagt. Deshalb versteckte er sich auch nach der Katastrophe von Königgrätz, niemanden Red und Antwort stehen zu müssen, und das tiefste Leid seiner Ehe und seines Patriotismus verbarg sich hinter gemessener Haltung und duldemdem Abwarten. Dies nicht tatlos, aber hoffend, daß die ewigen Werte im Dasein aus der Niederlage des Staates helfen würden: „es können was immer für Geschäfte eines Ministeriums in einem Zeitpunkt dringender sein; heiliger aber, menschlicher und unmittlbarer ist keines, als das über Kultus, Unterricht, Kunst. Es ist das Höchste im Staat. Und wie es das Geistigste ist, so ist es auch das Innerlichste, und nicht der vollendete Staatsmann, der unsehbarste Geschäftsmann kann seine Aufgaben lösen, wenn er nicht ein warmes Herz und ein tiefes Gefühl für Schönheit, Güte und Größe hat“ (an Kriegs-Mu., 20. Sept. 1865). Goldene Worte, gesprochen im Vorklang böser Zeiten.

Interessant ist der Vergleich dieser Briefe mit jenen aus früherer Zeit. Jetzt fehlen die langen theoretischen Untersuchungen zur Ästhetik, fehlen die langen Betrachtungen, die so oft in wundervollen Sentenzen gipfeln; Kern- und Kraftsprüche kann man aus den Briefen des nachsommerlichen Stifter nicht excerptieren, wohl aber sieht man seine immer größer werdende Sachlichkeit. Der Dichter ist an seinem sachlichsten und herbsten Werk, am Wittko; und so wie dort die Dinge sich in den schweigsamen und ehrbaren Dienst begeben haben und die Menschen das Außers-

ordentliche aus eigenen Kräften möglich machen, so steht auch der Dichter als Briefeschreiber vor seinen späten Lesern, gerade in den privatesten und vertraulichsten Briefen an seine Frau; es ist ein großer Irrtum, zu meinen, man könne sich mit den Werken der Dichter begnügen; man nehme die Briefe und lerne, sie zu lesen, nicht als Uebermittler von allerlei Kleinram und Privatem, sondern so, wie eine Stala zum Ablesen ist; dann steigen und fallen die Kurven des Lebens, und zwischen den Briefzeilen schimmert das Werk jener Zeiten durch und wechselseitig erhellen sich das Dessenliche und das Private. Stifter hat in diesen Monaten, da er um Gesundheit, Freiheit zum Arbeiten, Spätglück in seiner Ehe und um sein Vaterland gleichzeitig rang, sich zur stärksten Sachlichkeit in seiner Dichtung veranlaßt gesehen: „Mein Inneres ist so, daß ich mit Liebe und Begeisterung an einer Arbeit sein muß, um sie so gut zu machen, als ich kann, kommt von nahe oder ferne, deutlicher oder leiser, eine Art äußeren Zwanges dazu, so erlahmt die Begeisterung, ich fühle mich gekränkt und die Sache wird mir fremder. Ja, wenn das Drängen eine bestimmte Höhe erreicht hat, könnte ich an einer Arbeit erhungern, ohne sie vollenden zu können“ (an Beckenast v. 29. Juli 1865). Deutliche Worte eines Künstlers aus der früheren Zeit, eines

Mannes, den Heibel ungekräft anpöbeln durfte, um dafür umso ärger durch die Zeit widerlegt zu werden.

Die sog. „Prager“ Stifter-Gesamtausgabe enthält des Feinen und Wertvollen in Ueberfluß. Wie es auch Stifter selbst sagt: nicht der Dichter selbst aber, sondern die später kamen, haben die Frucht gepflückt. Es wäre zu wünschen, daß das schöne Unternehmen der Sudetendeutschen, das hier noch einmal mit aller Kraft unternommen wird, tätigen Widerhall fände. Es ist zu hoffen, daß sich nicht nur Leser, sondern auch Käufer dieser ihrer Vollendung entgegengehenden Gesamtausgabe fänden. Wozu lesen wir unsere Klassiker? Wir tun es deshalb, weil sie, die Toten, allein mit den Kräften der Erde verbunden sind und diese Kräfte, von nicht gedrängt, den Lebenden übermitteln; das Wesen des Geistes, der aus den Früheren zu uns sprechen möchte, ist gewaltig, und nur gröbliche Fahrlässigkeit überhört die Mahnungen des Geistes und läßt sich durch das vorübergehende Getöse der Gegenwart betäuben. Stifters Wesen und Dichtung tragen in einzigem, wie alles, Vergänglichem in sich; unvergänglich aber bleibt die Kraft der Besinnung und die Wirksamkeit des Schönen-Sittlichen, um das sich — auch wenn sie es nicht Wort haben will — eine überreizte Gegenwart auf ihre Weise bemüht.

Hans Heinrich Ehler / Rosemarie

Im Herbst, als die Sonne ihre Kraft verlor und der Wind kalt wurde, als die Felder kahl lagen, die Wiesen bleichten und das Laub welkte, nahmen sie das Mädchen aus dem Nachbarhaus fort. Die fünfjährige Kleine war dünnwandig und durchscheinend geworden, der Atem schwach, die Vogelstimme aus der schmalen Brust schmerzhaft. War einem das zarte Wesen in den Weg gelaufen, fühlte man die herzliche Notwendigkeit, es zwischen die Hände zu nehmen und vor etwas zu schützen, vor dem Luftzug, der es hätte hinweggetragen oder das Licht in ihm auslöschen können; und in diesem gefährdeten Geschöpf sah man plötzlich, welch teurer Gegenstand der Gotteswelt ein Kind ist.

Ein Reisewagen nahm es hinweg, auf Polstern hinter Scheiben in Decken geborgen, wie ein Zarentöchterlein zu einer Fahrt nach Sibirien. Aus den Häusern der Siedlung erschienen die Menschen mit guten Wünschen, die noch um die Decken her gelegt wurden. Dann glitt der Wagen davon, die Straße gen Süden hin.

Der dagebliebene Bruder spielte seitdem allein im Garten drüben, nie recht zufrieden, als wäre sein vereinsamter Mißmut sein Spielzeug. Die andern Kinder vergaßen der Gefährtin; dann und wann hörte man aus Davos, es gehe gut. . . . Western nacht war das Nachbarhaus erblickt, der Reisewagen hielt davor, und nachher hörte man von der Veranda den Ruf der heimgekehrten Vogelstimme, einen Gruß des Wiedersehens an jemand hinunterwerfen.

Heute morgen erschien die Schwalbe an unserer Haustüre. Beremonids, einen Strauß erster Schlüsselblumen in der rechten Hand, stellte sie sich vor: „Ich bin der Frühling und bin wieder da.“

Den Strauß bekam meine Frau Mel, und es war wirklich ein Fest, als die Kleine wie ehedem in der Stube stand, sich mit den alten Dingen darin vertraut machend. In der Fruchttschale auf dem Speiseshrank blieb ihr Blick länger hängen. Ich ermunterte: „Nimm!“

Sie antwortete, nicht mehr schwäbisch, sondern schriftdeutsch: „Wenn ich darf?“

Sorgsam, wie nach einem Anstandskursus, nahm sie einen rot-badigen Apfel und drückte ihn an ihr Kleid, unwissend was für ein wundersam gegenständliches Vergleichsstück die Gebärde unserer sorglich beobachtenden Augen darbot. . . . Wenn ihr Leib, ihr Mund, ihre Knochen jetzt in der Erde lägen, wenn kein Reisewagen sie über den Winter weg fortgeführt hätte, dann hätten wir dies reizvolle Schauspiel nicht.

Ohne mehr an den Apfel zu denken, aber vielleicht unbewußt von seinem Besitz bestimmt, sagte die Glückliche: „Und ich bin wieder gesund!“

Frau Mel nahm die holbe Wiedergeburt in die Arme: „Ja, ganz gesund bist du!“

Es gab eine eingehende Prüfung an ihrer Körperlichkeit, an den Backen, an den Lippen, an den Armen, an den Beinen. Stolz wurde alles vorgezeigt und jeder Zuwachs geziemend bewertet. Dann regte sich an der genug Bestaunten wieder selber die Neugier: „Darf ich einmal daneben das grüne Zimmer sehen?“

Man führte sie hinein und wartete ihrer Eindrücke. „Dieses Kissen ist neu und dieses Bild auch. Sonst ist alles noch so schön, wie es war.“

Nach der befriedigten Visitation kam die Frage an mich: „Darf ich auch Ihr Arbeitszimmer sehen?“

Das Geleite ging nach oben. Sie setzte sich bedeutend in den Schreibstuhln, tippte mit dem Finger auf die grüne Schreibunterlage und frug: „Haben Sie wieder ein Buch geschrieben, solange ich fort gewesen bin?“

„Ja, ich habe wieder ein Buch geschrieben.“

„Das ist lieb von Ihnen!“

„Es kommt auch etwas von dir darin vor.“

„Von mir?“

„Ja, Rosemarie, ich habe manchmal an dich gedacht, wie du krankgewordenes in der Fremde, in der Schweiz, in den Bergen seist und im Schnee von der Sonne gesund gemacht werden solltest.“

„Daran haben Sie gedacht?“

„Ja, und wie seltsam das sei, daß man ein krankes Kind im Herbst einfach forbringen und im Frühjahr, auf Ostern, zurückbringen könne, geheilt und wie ausgetauscht, als wäre es nicht mehr das blasse, magere, hustende Mädchen, sondern eine rot-badige, fettfleischige, singende Schwester.“

Sie begriff nicht recht und wurde ehrfürchtig wie vor einem großen Vorgang. Dann sagte sie: „Ich bin es aber, ich Rosemarie. Da schaut her, an meinem Bein das Leberflecklein!“

Dieser sonderbare Punkt der Bestätigung, dieses Dableiben eines kleinen Hautmals als angerufenen Zeugnis, machte den Zauber, der hier an einem jungen Menschenleib geschehen war, nur merkwürdiger. In Märchen erkennt man verwunschen gewesene Königsfinder an solchen Zeichen. Ich mußte meiner Frau sagen: „Wie wenn man ein leergelaufenes Gefäß von dem Platz hier weggetragen, und nun mit Seim gefüllt wieder hingestellt hätte. . . . Sonne und Milch, welch herrliche Säfte!“

Frau Mel antwortete: „Es ist wohl auch anderes, und ist viel mehr!“

„Du Fromme, ja, du hast wohl recht.“

Das Kind verstand nun gar nichts mehr von dem Gesprochenen, doch schob es seine Finger über dem Apfel feierlich zusammen.

Am Spiegeltisch entdeckte die umhertrippelnde Kundschafterin die kleine Meißener Porzellanplatte für Visitenkarten. Darauf war in zarten Farben eine Rose gemalt, gleichsam darauf liegend. Ein Schrecklaut rief: „O, die Platte ist zerbrochen!“

„Ja, aber sie ist wieder gefittet.“

„O, wie arg, ich hab sie oft angeguckt, das weiß ich noch.“

Ihre Hand fuhr streichelnd der Verletzung nach: „Gerade durch die Rose geht der Riß.“

Das entstandene Schweigen gebot, das Gespräch anders zu wenden: „Hast du kein Heimweh gehabt?“

„Nein, es waren achtzehn Kinder da, so hat man kein Heimweh. Im Herbst geh ich wieder hin.“

„Inzwischen nimmst du mit uns vorlieb.“

„O, ich hab euch lieb!“

Wir begleiteten den Besuch ans Gartentor. Die Sonne schien. Ich dachte: „O, Sonne, umscheine das Ding, scheine in es hinein, in sein Fleisch, in sein Blut, in seine Zellen!“

Der Springenbusch am Tor trieb Knospen. Der Apfel war noch immer in ihren Händen.

„Komm wieder!“

„Ja, wenn ich darf.“

„Du bist ja der Frühling, und der darf alles!“

Nachher begab sich draußen die Begegnung mit den Nachbarkindern. Das wurde eine Augenweide. Das halbe Duzend einstiger Freunde und Freundinnen schob sich um die Aufkömmlinge; zag, wie vor etwas Kostbarem, gedieh die Annäherung. Rosemarie gab jedem die Hand. Der Grad der Hinnwendung, in dem die Erinnerung sich der einzelnen Gestalt bemächtigte, war auch der Grad der Zuneigung, welche vorher jeweils bestand, und deren Unterschiede ich als einst häufiger Beobachter genau kannte. Eine höfische Cour konnte nicht ernster vor sich gehen.

Der jüngste der Duzen tuppte prüfend das rundgewordene Kinn an. Er erhielt aus einer plötzlichen, großmütigen Laune den Apfel.

Nachher geriet man wieder ins Spielen. Rosemarie durfte alles zuerst und allein machen, den neuen, großen, bemalten Gummiball auswerfen, auf dem Nadelnritsch fahren.

Später kam mir, in meiner Arbeitsstube, wieder die gefittete Porzellanplatte in die Augen. Ich wollte an Frau Mel eine wehmütige Frage stellen, aber mein Mund schwieg, denn die große Seele war voll glücklichen Glaubens. Und ich schämte mich.